Feuilleton.

Werner Lohsens Jugend.

Roman von Emil Kaiser.

(Fortsetzung.)

Ein ganz junges Mädchen trat in die Wirthschaft, es legte seinen langen Regenmantel ab und zeigte sich im Trikot. Ganz in Werners Nähe breitete es eine kleine Decke auf den Boden, stellte sich darauf und begann allerlei akrobatikche Kunststücke zu machen.

Werner mußte an die Schraderschen Töchter denken, die auch einst auf diese Weise ihr kümmerliches Brot verdient hatten. Würde dieses junge Mädchen auch einst wie jene im Ueberfluß leben? Was kam darauf an? Es war ja lächerlich, sich solche Frage zu stellen. In den Schmutz gerieth sie ja doch, so oder so. Es war ganz gleich, ob man äußerlich stieg oder fiel, man würde innerlich doch das, wozu einen das Schicksal von vornherein bestimmt hatte. Auch er selbst würde das werden, was er nach seiner Geburt nothwendig werden mußte. Es gab da kein Entrinnen.

Die Dirnen, die erst den gutgekleideten Gast mißtrauisch betrachtet hatten, wurden nach und nach zudringlich, da bezahlte Werner und ging fort, ohne sein Bier berührt zu haben. Höhnische Zurufe begleiteten ihn beim Hinausgehen. Er beeilte sich jetzt, aus dem Gassengewirr zu entkommen, es war längst Mittag vorüber, und sein Magen machte sein Recht geltend. Das nächste anständig aussehende Wirthshaus betrat er und ließ sich etwas zu essen geben. Er war in ein kleines Weinlokal gerathen, das wohl in den Abendstunden recht besucht sein mochte, zu dieser ungewöhnlichen Zeit aber war er der einzige Gast. Das gefiehl ihm in seiner jetzigen Stimmung, er konnte sich ungestört den Gedanken überlassen, die sich doch nicht verscheuchen lassen wollten. Der Wein war gut, er bestellte, nachdem er den ersten Schoppen geleert, gleich eine ganze Flasche, er wollte von seinem Umherirren ausruhen.

Waren durch die Eindrücke der letzten Stunden Werners Gedanken zeitweilig von den Ereignissen der vorigen Nacht abgelenkt worden, so wandten sie sich jetzt mit um so größerer Entschiedenheit zu diesen zurück. Es war ihm noch immer unverständlich, daß aus dem heroischen Stück, das er hatte aufführen wollen, so plötzlich eine tolle Farce geworden war. Er hatte sich mit der Pistole in der Hand seinem Gegner auf Tod und Leben gegenüberstehen sehen, und statt dessen fand er sich auf dem Bürgersteig liegend, als zur Thür hinausgeworfenen Störenfried wieder. Hastig goß er ein Glas Wein hinunter. Das durfte unter keinen Umständen das Ende sein, sonst blieb der Fluch der Lächerlichkeit ewig an ihm haften, ja, er mußte sich selbst verachten, wenn er sich damit zufrieden geben wollte. Und so sehr er sann, er fand immer nur den einen Ausweg: er mußte einen tragischen Abschluß herbeiführen, um den possenhaften vergessen zu machen.

Da war plötzlich das Messer wieder da. Er sah es deutlich vor sich in der dämmerigen Behaglichkeit des kleinen Raumes, die Klinge war angelaufen und die Rostflecken schimmerten roth wie frisches Blut. Aber er war ja doch nur ein Feigling, er hatte ja kaum zu dem Gedanken den Muth, wie sollte er ihn zur That finden! Das war der Segen der Bildung, daß sie einen empfindlich machte gegen Beleidigung und zugleich unfähig zur gebotenen Rache.

Er trank und trank, und immer näher rückte ihm das Gespenst der That. Er sah wieder den Elenden sich greifbar gegenüber, der ihn mit einem Worte herabgestürzt hatte von lichter Höhe in diesen Sumpf, dessen Pestmiasmen ihn zu ersticken drohten. Er sah dies höhnische Gesicht erbleichen und in der Starre des Entsetzens versteinern vor seiner Faust, die das Messer schwang. Jetzt verachtete ihn dieser Mensch nicht mehr, da er sein Leben bedroht sah, jetzt sah er ein, daß er ihn unterschätzt hatte. Er bettelte um Gnade; denn er fürchtete den Tod. Aber nein, es lag doch wieder der alte Spott um die frechen Lippen, sie bewegten sich und bildeten Worte: Ich hatte also doch recht. Du bist nicht nur von Geburt ein Ehrloser, du bist es auch aus Wahl. Nicht nur der Sohn eines Mörders, sondern selbst ein Mörder, der den Wehrlosen aus dem Hinterhalt ersticht. Ich habe also noch zu wenig gesagt.

Werner stutzte bei diesem Gedanken. Es ergab sich da für ihn ein unlösbarer Widerspruch. Ehrlos war er gemacht, wenn er die Beleidigung ruhig ertrug, und wenn er Rache dafür nahm, so machte er sich selbst ehrlos. Das war eine Wirrnis, aus der er sich nicht mehr herausfand.

Die Flasche war leer, er bestellte eine neue und wählte eine schwerere Sorte. Es war nicht etwa seine Absicht, sich zu betäuben, er wollte sich anfeuern. Dieses Grübeln sollte aufhören, er wollte seine Gefühle erhitzen, seinen Willen peitschen. Es gelang nur zu gut, die Vernunft verließ ihn, und die zügellose Phantasie nahm ihre Stelle ein. Sein Blut wallte, seine Vorstellungen verdichteten sich zum Entschluß, der Haß gegen Opladen wurde mit jedem Glase ungeheurer.

Als sich gegen Abend das kleine Zimmer mit Gästen füllte, brach Werner auf, einen blutigen Vorsatz im Herzen. Der Wein hatte ihm wenig angehabt, wenigstens fühlte er nichts von Betrunkenheit. Er erschien sich selber sogar sehr ruhig. Er ging nach Hause, um die nöthigen Vorbereitungen zu treffen, und vor allem das Mordmesser zu holen. Sein Plan war, in der Nacht dem Doktor vor dessen Wohnung aufzulauern, ihn bei seiner Heimkunft zur Rede zu stellen und ihn, falls er seine Beleidigungen nicht zurücknehmen würde, einfach niederzustoßen. Es war selbstverständlich, daß er selbst sich dann sofort dem Gericht stellen wollte.

Zu Hause sann er nach, was er noch zu ordnen habe, es war nicht viel; mit einer unendlichen Bitterkeit wurde er sich dessen bewußt. Im Grunde stand er ganz allein in der Welt, und für niemand brauchte er zu sorgen, wie sich auch um ihn niemand bekümmern würde. Er verbrannte einige Briefschaften, da er annahm, daß man seine Sachen später durchsuchen werde, und damit war er fertig mit seinem bisherigen Leben. Ueber sein kleines Vermögen, seine Studien und Bilder würde er ja immer noch verfügen können.

Bei der Durchsicht der Briefe war ihm der Wunsch gekommen, irgend jemand von seinem Vorhaben Mittheilung zu machen, eigentlich war es wohl das Bedürfniß, sich vor sich selbst noch einmal zu rechtfertigen, was ihn auf diesen Gedanken brachte. Aber wem sollte er solches Vertrauen schenken?

Hulda, die Frau, die bisher an erster Stelle gestanden hatte, wenn Werner die geringe Zahl seiner Freunde überdachte, hatte sich selbst um diesen Vorzug gebracht, sie kam besonders hierbei gar nicht in Betracht, da sie doch eigentlich die Schuld an dem Verbrechen trug, das er zu begehen im Begriff war. Auch an seinen früheren Lehrer, an seinen väterlichen Freund Joseph Giffels dachte Werner. Aber er gestand sich, daß der Kaplan für seine ganze Lage und vor allem für seinen verzweifelten Entschluß nicht das geringste Verständniß haben würde. Es blieb nur die eine, deren Briefe er eben zögernd in der Hand wog, um sie den Flammen zu übergeben, die eine treue Seele: Toni Tiel.

Er überflog noch einmal einige Stellen der Briefe, überall verrieth sich ein feines, mädchenhaftes Empfinden und eine warme schwesterliche Zuneigung zu ihm. Aus den letzten Jahren waren freilich nur wenige Briefe von ihr vorhanden, aber das war nur seine mit seinem Aufenthaltsort bekannt Schuld, denn er hatte sie nicht immer gemacht. Er schämte sich jetzt, sie so vernachlässigt zu haben; aber um so mehr würde sie es zu schätzen wissen, wenn er jetzt sein Vorhaben und die Beweggründe dazu auseinandersetzte und ihr einen Blick in die Tiefen seines Wesens gestattete, die er vor allen andern Menschen verschlossen hielt.

(Fortsetzung folgt.)

Geringe Leute

Roman von Dora Hohlfeld.

(Fortsetzung.)

Jetzt kann Auguste ihr Liebes und Gutes erweisen. Der saftige Farn und Birkenzweige aus dem Walde schmücken Annettens Stube, Kornblumen und wilder Mohn schimmern im Glase. Und eines Abends verläßt Nettchen die sorgende Auguste und ihre Mutter und geht aus ihrem kleinen Zimmer ins Freie. Dann schreitet sie am Saum des Waldes so dahin. Hier ist nichts mehr zu sehen von Dorf und Feld und Wiese. Hier nähert sich bereits das Moor, und dort hinten sieht man schwarz und still unter Weidenzweigen — das Wasser des Stöhnebruchsteiches.

Immer näher kommt Nettchen Düren jenem schwarzen Wasser. Es ist so weich und lockend, sie versteht ja die Sprache des Wassers. Das sind keine bestimmten Worte und Laute, es ist ein großes Rauschen, das den Schmerz tödtet. Das Rauschen erhebt sich über Wellen, die der Wind hervorbringt wie im Traume des schlafenden Wassers.

Als Nettchen Düren dem Teiche ganz nahe kam, bereit, vom schmalen Wege in das Schiff zu treten und das getäuschte Leben mit dem Traume der Wellen zu vertauschen — da trat ihr eine Gestalt entgegen die, scheinbar ein überirdischer Geist, aus dem Schlamm trat, ohne zu versinken, eine blonde Frau mit gesurchter Stirn.

„Setta", sagte Nettchen, „Setta."

„Komm, Nettchen Stein," sagte Seta Brinkmann und redete, wie sie es gewohnt ist, mit ihren Kranken zu reden, „dort oben wächst das weiche grüne Gras, dort ist es besser zum Niedersitzen wie hier unten. Auch mich hat es heute nach dem Teiche getrieben, Nettchen." Sie führte die junge Frau an der Hand zu dem Platze oberhalb des Wassers.

„Du hast kein Recht, Setta, mich vom Wasser fortzuführen," sagte Nettchen mit Kinderstimme. „Jetzt weiß ich es, du bist schuld an meinem Elend, du. Ich habe niemand — nur das Wasser."

„Hier hast du mich angelogen, Setta, du hast mir goldene Berge vom Leben in die Seele gesprochen, du hast mich belogen und betrogen, es gibt keine goldenen Berge. Nicht alle Menschen sind hart und kalt wie du, Setta, es gibt Gefühle, an welchen man zugrunde geht."

„Es ist doch recht, Nettchen, dieses Wiedersehen, bevor du in den Tod gehst," sagte Setta. „Auch kann ich dich jetzt ja noch um Vergebung bitten dafür, daß meine Kinderträume die deinigen wurden und dich krank machten."

Sie sprach so ruhig und hielt Annettens Hand in der ihren.

Strömte Settas Kraft in das schwache Nettchen? Der jungen Frau kamen klare Gedanken. Und nun betrachtete sie die Freundin, von der das unerbittliche Leben sie getrennt hatte. Mein Gott, wie schön sie war und wie stark! Aber tiefe Furchen durchzogen ihre Stirn, das Haar hatte weiße Fäden.

„So sehen Menschen aus, die hart gearbeitet und wenig Zeit zum Schlafen haben, Nettchen," sagte Setta. „Du glaubst es nicht, wie schön es ist, dies kurze Leben zu benutzen. Wir sind von dort hergekommen, wo unsere unklaren Träume zu Hause sind, dorthin werden wir bald zurückgehen. Doch noch stehen wir im Menschenleben, Nettchen Stein!"

„Was arbeitest du, Setta," fragte Nettchen, „und was hat dich so stark gemacht?"

„Die Armuth," sagte Setta Brinkmann, „macht stark und glücklich. Jetzt erleichtere ich Frauen und Kindern, die sterben müssen, den Tod, aber meine Freude ist es, den Frauen die Gesundheit zu erhalten und ihre schwachen Kinder zu kräftigen. Tage und Nächte habe ich arbeiten müssen, um das zu lernen. Noch immer lerne ich, niemals lernt man aus, wenn man Menschenleben retten will. So viel Menschen kenne ich und ihr Geschick, eines reiht sich an das andere, eine lange Kette; daran bin ich gebunden."

Es war wie vor langen Jahren, als Nettchen Düren hier an dieser Stelle über Setta Brinkmanns Wunder erstaunte. War denn keine Zeit seither vergangen, würden sie jetzt zurückgehen in das Forsthaus?

„Komm," sagte Setta und nahm die Freundin beim Arm. Unwillkürlich hatten sie die altbekannten Wege eingeschlagen. — Nettchen zauderte. „Komm mit," herrschte Setta. Nun gab es kein Widerstreben, immer dichter standen hier die alten Bäume zusammen, immer weicher wurde das Moos im tiefen Walde. Jahrelang war Nettchen Düren nicht im Walde gewesen — jetzt mußte sie lauschen: der Specht hackte, die Grasmücke sang und ein Eichhörnchen warf Eicheln in das Moos. Nettchens Wangen rötheten sich.

„Settchen," sagte sie und schmiegte sich in der Freudin Arm; dann überkam sie ein Zittern.

Dies hier war bereits der breite Weg, dort lag das Forsthaus.

„Dorthin müssen wir gehen unter die grünen Buchen," sagte Setta, „auf deinen Kirchhof, Nettchen."

Die junge Frau blickte dort in die Kronen der Buchen. Nein, dies war kein Kirchhof. Sie stand in einer Kirche unter hoher Wölbung. Gold und Smaragden war ihr Schmuck, Waldduft ihr Weihrauch, Vogelsang ihre Loblieder. Muß man durch Leiden gehen, um solche Schönheit zu finden?

„Je älter wir werden, Nettchen, um so mehr offenbart sich uns die Welt. Was hier begraben liegt, ist gering gegen das, was noch kommen soll."

„Meinst du wohl, Setta?" sagte Nettchen.

Stärker sangen die Vögel, froher leuchtete die Sonne. Immer mehr Schätze fand die junge Frau an dem Orte, wo ihre Mädchensehnsucht begraben lag.

Fremde Stimmen, die aus der Oberförsterei drangen, störten die beiden Frauen. Setta geleitete Nettchen den Weg zurück am Waldessaum, der bereits im tiefen Schatten lag. Dann zeigte sich das Kellheim-Häuschen.

„Hier wohne ich," sagte Setta, „hier wohnt auch Eleanor Wild. Ein Thaler ist hier noch ein großes Gut. Wir beide haben so viel blanke Thaler verdient, daß wir uns dieses alte Häuschen kaufen konnten."

Hinter Holunderbäumen trat Eleanor Wild hervor, schlank, weißhaarig, mit gesunden, gerötheten Wangen, und begrüßte die junge Frau in ihrer langsamen Art und Weise.

„Unser Beruf ist niemals verfehlt, so lange er anderen als abschreckendes Beispiel dient," sagte Eleanor Wild und verfolgte einen ihrer Gedanken. „Mein liebes Kind, ist hoffe. Sie werden unser Gast sein, sobald Frau von Düren ihr Benehmen gegen unsere Freundin Setta geändert hat. Diese ist gewohnt, aufgesucht zu werden, Frau Doktor Brinkmann hat es nicht nöthig um Besuche zu bitten."

Nettchen erröthete. Sie konnte plötzlich nicht begreifen, warum man jahrelang Setta Brinkmann, die reich und gut war, als verloren betrachtet hatte. Die Freundinnen standen vor dem Kornfeld, wo Auguste für die junge Frau die blauen Blumen pflückte; nun griff diese eigenhändig nach den vollen Aehren.

„Ich muß noch heute Abend an Philipp schreiben," sagte Nettchen, „er liegt in den Baracken im Quartier," und dann fiel ihr ein, unendlich viel müßte sie heute ihrem Manne schreiben. Und ein warmes Gefühl der Zusammengehörigkeit ergriff sie, ohne daß sie doch wußte, woher es zurückkam, was geschwunden war.

Setta lächelte. Sie hatte darauf gewartet, daß Nettchen von ihrem Manne reden sollte.

„Männer sind wie Kinder," sagte Setta, „sie müssen gehegt und gepflegt werden. Deine Arbeit ist groß, Nettchen. Und Männer sind nicht immer Helden, wie allgemein angenommen wird; die Frauen sind es, die die Männer zu Helden machen müssen. Deine Arbeit ist so schön, Nettchen."

Setta winkte der Freundin, die hinter dem Korn lächelnd entschwand. Dann kehrte Setta in das Häuschen zurück, wo das arme Maröchelchen gestorben und nun eine andere Welt entstanden war.

Große feste Schreibtische, gab es hier, große Bücher voll guter Gedanken, Schränke und Lederfühle; doch überall wehten weiße Mullgardinen und dufteten Blumen.

„Sie ist nicht besonders begabt," sagte Eleanor Wild und meinte Nettchen, „aber sie ist hübsch und liebenswürdig, sie müßte mehrere Kinder haben, denn es ist ihre Aufgabe, Kinder nützlich zu erziehen. Sobald Nettchens Mutter Sie begrüßt hat, Setta, steht unserem Verkehr mit Dürens nichts im Wege; sie können uns brauchen, das ist meine Meinung. Was ist die Ihrige?"

Setta blickte in das Korn, und dann ließ sich ein leises Geräusch hinter ihr vernehmen, das nicht jeder vernahm. Schwere Rosen entblätterten sich im Grase. Schwer zog der Duft des sterbenden Jasmins vor das Häuschen. Die beiden Damen ließen sich nieder. Hier gab es keine Glasveranda. Zu ebener Erde stand die Ruhebank an der Mauer vor der wenig belebten Landstraße mit den Waldbäumen.

(Fortsetzung folgt.)

Grundeigenthumsübertragungen

Cincinnati, 27. Aug.

F. D. Sawyer an Clara H. Foley, 25 100 Fuß an der Nordseite der 8. Straße, 75 Fuß östlich von der Harriet Straße. $10.

Joseph Mathifer u. And. an Willian Marschheufer, 92 Fuß an der Südseite der Blue Rock Straße, zwischen Hamilton Pike und Spring Grove Avenue. $1.

Andrew Holtgrefe an John Kihm, 25 bei 115 Fuß an der Nordseite der Carll Straße, in Nord Fairmount. $1.00.

Paul Kelley, Testamentsvollstrecker, an Mary Shanely, 16 Fuß an der Nordseite der Kenyon Avenue, zwischen Baymiller und Freeman Avenue. $1.

Chas. A. Heilter an Susannah G Hendrickson, Lots 229, 230, 231, 232, 233 und 234 in der Euclid Land Association zweiten Unterabtheilung. $1.

Marcus O. Stonemets an Hal. T. Plummer, Lot No. 210 von J. J. Miller & Gustav Tafel's Trustee-Unterabtheilung. $1.

Olive A. Stonemets an Hal. T. Plummer, Lot No. 207 in derselben Unterabtheilung. $1.

Francis Dickson an Phineas H. Braham, 22 bei 189 Fuß an der Nordwest-Ecke von Prospect Place und Knott Avenue. $1.

John T. Wallingford an Minnie Mundhenk, 50 bei 148 Fuß an der Südseite der Terrace Avenue in Clifton. $1.

Orlando P. Green an Mary Doyle, 38.33 bei 139.50 Fuß an der Ostseite der Bogen Straße, zwischen Harrison und Spring Grove Avenue. $1.

Thomas H. Snyder an Grace N. Cady, Theil von Lot 36 in George Mather's Nachlaß an der Kerper Avenue. $1.

Hulda Iseman an Malta Iseman, 34 bei 100 Fuß an der Nordseite der Maple Avenue. $1.

Hiram M. Rulison an Fred. A. Hittinger, Lot 112 in Hiram M. Rulison's erster Unterabtheilung von Oberlook. $1.

Lillie B. Larzalere an Adolph Olman, Kontrakt zum Verkauft des Eigenthums, bekannt als No. 228 Albion Place, für $3475.

Julia K. Banning an George Partymiller, 42 bei 125 Fuß an der Westseite der Kirby Avenue, 802 Fuß nördlich von der Chase Avenue. $1.

Harry P. Durrell u. And. an Vesper Bridgeford, 39 Fuß an der Südostseite der Gilbert Avenue. $1.

Sarah L. Johnson, durch dem Vormund, an Daniel Fisher, 17.67 Acker Land in Section 33 von Springfield Township. $4500.

George L. Shelton an Louis Molenkoph, Kontrakt zum Verkauf von Lot 2 in Foley's Unterabtheilung auf Price Hill für $350.

Loretta L. Beckley an George Beckley, 12½ bei 95 Fuß an der Nordseite der Dayton Straße, zwischen Central Avenue und Whiteman Str. $1.00.

Emma Rutemüller an Frant A. Rutemüller, einen ungetheilten halben Antheil an 45 bei 200 Fuß an der Ostseite der Michigan Avenue in Hyde Park. $1.

Grundeigenthums-Hypotheken

Cincinnati, 27. Aug.

Neue Hypotheken.

Gustave P. Thumann an Westlicher Stern L. und B. A. $3000.

Susannah G. Henrickson an Silverton L. und B. Co. $500.

Erwin J. Kamp an Western German Bank. $5000.

Hal. T. Plummer an Central Fairmount B. und L. Co. $1000.

Phineas H. Braham an Reading Road L. und B. Co. $6000.

Flora Meyer an John Hartmann. $550.

Helen K. Rose an Enterprise B. A. Co. $6500.

Louis A. Garver an dieselbe.. $2500.

Howard Ferris jr. an dieselbe. $3000.

Anna Rauen an Erste National B. und L. Co. $3000.

Anna Cohen an 23. Ward B. A. Co. $5250.

Fred. A. Hittinger an Hiram M. Rulison. $450.

Richard H. Hammond an Spring Grove Avenue L. und D. Co. $4000.

David R. Allen an Myers Y. Cooper. $2100.

Getilgte Hypotheken.

Gustave P. Thumann an North College Hill Realty Co. $276.

Derselbe an 23. Ward B. A. Co. $2750.

Fannie A. Ferris an W. D. Roseter. $2250.

Mary Johnson an Norwood National B. und L. Co. $2000.

Jos. Cappel an 4. Ward B. und L. Co. $3000.

Ora Hungerford an Foreign Christian Missionary Society. $2800.

Elizabeth Niehaus an Eagle S. und L. A. $2000.

Sam. Fitchjeralds an Julia Braham. $157.

Das Genie der Feldherrn.

Während die Frage nach der Stärke der einzelnen Heere eingehend erörtert wird, tritt ein anderer entscheidender Gsichtspunkt viel weniger in den Vordergrund: die Frage nach dem großen Feldherrn. Und doch ist dies Problem vielleicht von noch größerer Bedeutung. Kenner der Kriegsgeschichte haben immer wieder das eigentliche Geheimniß des Sieges in der Persönlichkeit des Führers gefunden. So betont der frühere preußische Generalstabschef Graf Schlieffen in seinem glänzenden Aufsatz „Der Feldherr", daß nicht die mazedonische Phalanx, sondern Alexander der Große am Granikus siegte, nicht die römischen Legionen, sondern die Cäsars den Rubikon überschritten, Cromwell und nicht seine gottseligen Dragoner bei Naseby triumphierte, Friedrich des Großen Potsdamer Wachtparade Leuthen erstürmte und Napoleons Grenadiere in Moskau eingezogen. Die Armeen, die man so oft die „Kinder" ihrer Führer genannt hat, sind nach Schlieffen wirklich nur die Geschöpfe der Genies, mit denen sie leben und blühen, kranken und altern, und nach denen sie bald dahinsterben. Wie eng der Feldherr mit seinem Heer zusammenhängt, das hat auch Friedrich der Große in seinem Aufsatz „Von den Talents, welche ein General haben muß" erkannt, in dem er sein Ideal des Strategen aufstellt. „Ein General muß populaire seyn; er muß mit den Soldaten selbst sprechen, entweder wenn er bey ihre Zelte vorbeygehet oder wenn er mit ihnen auf den Marsch ist; zuweilen muß er sehen, ob des Soldaten Feldt-Kessel zu kochen hat . . . Die gantze Armee lieset ihres Generals Sort aus seinem Gesichte, sie examiniret die Ursachen warum er guter oder übler humeur ist. Ist er pensif, so sagen seine Officiers, Unser General hat gewiß ein großes dessein vor; Siehet er traurig oder verdrießlich aus, so sagt man, das ist, weil die Sachen übel gehen. Dergleichen Bruits decouragieren alsdann; sie lauffen durch die Armee und kommen endlich aus Eurem Lager in die Feindliche Armee; Derowegen muß ein General in diesem Stücke wie ein Commoediant seyn und sein Gesicht so componiren, wie es di Role erfordert, welche er spielen will". Des weiteren betont dann Friedrich als nothwendigste Eigenschaft des tüchtigen Generals Entschlußfähigkeit.

„Ein General muß seine Desseins mit großer Circonspection abwägen; er muß in seinen Ueberlegungen bedachtsam seyn, hergegen aber in Actionen oder Bataillen, ingleichen in unvermutheten Fällen von kurtzer Resolution seyn; Glaubt nur, daß es besser sey, eine üble resolution fassen und solche auf der Stelle executiren als gar keine resolution nehmen."

Eine ausführliche Zusammenstellung all der Eigenschaften, die das Genie des Feldherrn ausmachen, hat dann unser klassischer Theoretiker des Krieges, Clausewitz, gegeben. Standhaftigkeit und Kühnheit stellt er als die unbedingten Grundlagen voran, und nennt als unübertroffene Muster den unerschütterlichen Muth des großen Königs und die zähe Beharrlichkeit Napoleons. Entschlossenheit des Führers wirkt im Kriege Wunder und läßt aus der scheinbar verzweifeltsten Lage noch einen Ausweg finden, wie ihn Friedrich der Große vor Soor und Roßbach, Napoleon an der Beresina fand. Auch das „hohe kriegerische Genie" verfügt über keine geheimnißvolle Sehergabe; jeder Feldherr befindet sich im Ungewissen über die Pläne seines Gegners; das gestand auch Napoleon zu, der sich sonst gern mit dem mystischen Mantel des Zukunftskenners umgab, als er sagte: „Ich wußte nichts vom Feind; ich kannte die großen Fehler, die ich bestraft habe, nicht vorher; ich habe nur auf der Karte gebrütet." Aber diese Vorstellungskraft, die die Karte im Geist mit Truppen bevölkert und in einer Vision die Schlacht voraussieht, von der sein körperliches Auge noch nichts wahrnimmt, sie ist eben ein wichtiges Element des strategischen Genies. Deshalb verlangt Clausewitz vom Feldherrn Phantasie, und Moltke der die Theorien seines Vorgängers fortführte und mit wundervoller Klarheit in die Wirklichkeit übersetzte, hat deshalb die Kriegsführung „keine Wissenschaft, sondern eine Kunst" genannt. Mit der Entschlossenheit muß der hellseherische Blick für das einzig Richtige, den man im 18. Jahrhundert den „coup d'oeil" nannte, gepaart sein.

„Zwei Eigenschaften sind dem Feldherrn unentbehrlich, einmal der Verstand, der auch in der gesteigerten Dunkelheit nicht ohne einige Spuren des inneren Lichtes ist, die uns zur Wahrheit führen, und dann der Muth, diesem schwachen Lichte zu folgen." Konnten Friedrich der Große und Napoleon bei ihren kleinen Heeren diesen „coup d'oeil" noch im körperlichen Sinne beweisen, da sie die eigenen und auch die feindlichen Truppen auf dem Gefechtsfeld meistens zu übersehen vermochten, so hat Moltke in seiner neuen Strategie der Riesenheere diesen „genialen Blick" ins rein Geistige gewendet. In ihm war der Mann erstanden, „der den ewig ruhigen Blick nach vorne gerichtet hielt, und die Zukunft kannte, nicht als Prophet und Seher, sondern als einer, der aus dem Buche der Vergangenheit herauszulesen gelernt hat, was da kommen wird und was da kommen muß, der schon auf der Höhe von Sadowa, als es schlecht zu stehen schien und alles bestürzt und sorgenvoll fragte: wie wird das enden, was wird kommen, im Stande war zu melden: Eure Majestät haben den Feldzug gewonnen." Mit Clausewitz aber sah Moltke den Urgrund alles kriegerischen Genies nicht im Wissen, sondern im Charakter. „Ohne Charakterstärke kann kein Führer im Krieg bestehen." Friedrich der Große wie Moltke waren im Privatleben weiche Menschen, die von ihren Gefühlen leicht übermannt wurden. Im Kriege und in der Schlacht wurden sie durch ihre Charakterstärke gleichsam zu anderen Wesen, die alle ihre Empfindungen bemeisterten und jene Rücksichtslosigkeit an den Tag zu legen wußten, ohne die ein echter Kriegsmann nicht denkbar ist. Die unbedingt nöthige Gleichgewichtslage des Gemüthes wurde hier durch eine gewaltige Willenskraft hergorgebracht, und sie ist letzten Endes das krönende Hauptmerkmal des strategischen Genies. „Im Kriege," schrieb Moltke, „wiegen die Eigenschaften des Charakters schwerer, als die des Verstandes, und mancher tritt auf dem Schlachtfelde glänzend hervor, der im Friedensleben übersehen wurde. Beim kriegerischen Handeln kommt es oft weniger darauf an, was man thut, als darauf, wie man es thut. Fester Entschluß und beharrliche Durchführung eines einheitlichen Gedankens führen am sichersten zum Ziele."

Wenn Kinder Fremdkörper verschlucken.

Oft genug kommt es vor, daß Eltern in höchste Angst versetzt werden, wenn ihre Kinder im Spiel oder versehentlich einen Fremdkörper verschluckt haben. Die Eltern zittern um das Leben des Kindes, vor ihren Augen steht eine gefährliche Operation oder sogar der Tod ihres Lieblings. Aber in den meisten Fällen ist, wie Dr. v. Petzold in „Zeit und Bild" mittheilt, alle Sorge unnöthig, die verschluckten Fremdkörper verlassen, ohne Beschwerden zu verursachen, auf natürlichem Wege den Körper. Gewiß führen sie in manchen Fällen zum Tode oder zum chirurgischen Eingriff. Bei Blinddarmentzündungen fand schon manches Mal der Operateur als Krankheitsursache im Wurmfortsatz verschluckte Nadeln, Glasstücke, Eierschaalen, Haare oder Fruchtsamen. Aber in der Regel ist der Ausgang ein sehr harmloser. Der Arzt läßt schwer verdauliche einhüllende Speisen reichen, Kartoffelbrei, Sauerkraut, Erbsen, Linsen, Reis, Brot, Mehlsüße oder Gerstenschleim. Und nach 24 Stunden, zuweilen nach Tagen, Wochen, Monaten und Jahren wird der Fremdkörper ausgeschieden. Es sind nicht nur Kinder, die Fremdkörper verschlucken. Melancholie, Wahnsinn, Delirium und besonders die Hysterie sind Ursachen des Verschluckens von Fremdkörpern. Gaukler, Artisten, Schwertschlucker, Taschenspieler gehören hierher, Selbstmörder, Verfolgte, Unvorsichtige und Witzbolde. Es ist fabelhaft, was schon alles verschluckt worden ist, ohne Schaden zu bringen. Falsche Zähne und Gebisse, Nadeln, Nägel, Zahnstocher, Messer, Gabeln, Löffel, Leder, Steine, Eisenstücke, Ketten, Knöpfe, Schlüssel, Glasscherben, Bleistifte, Federhalter, Federn, Münzen, Haken, Pinsel, Ringe, Schrauben, Medaillen, Blechreifen, Draht, Magenschläuche, Zahnbürsten und Sonden wurden schon gefahrlos verschluckt ja sogar eine Brille, ein Stiefelabsatz, ein Zirkel, ein Thermometer, eine Flöte, ein Reagensglas, ein Rasirmesser, ein Handspiegel, eine Zigarettenmaschine, ein Hahn eines Waschapparates, ein Kompaß, ein Rosenkranz und eine Uhr haben schon diese eigenartige Wanderung angetreten. Aus den Untersuchungen zweier Prager Professoren, Wölfler und Lieblein, die sich der großen Mühe unterzogen haben, aus der medizinischen Literatur aller derartigen Fälle zusammenzustellen, geht hervor, daß das Verschlucken von Fremdkörpern sehr viel weniger gefährlich ist, als es den Anschein hat.

Latente Kräfte des Erdinnern. Bergschlagserscheinungen sind in Sedimenten zur Genüge bekannt, vor allem, wenn diese durch gebirgsbildende Vorgänge beeinflußt und verändert worden sind. Jeder Schlepper und jeder Hauer in einer Kohlengrube lernt zuerst von allen Gefahren unter Tage die „Sargdeckel" kennen und meiden. Das sind unauffällige und unscheinbare plattgedrückte Farn- oder Schachtelhalmstämme, die im First der Streckenbaue liegen, oder flache Gesteinsplatten, die unter hohem, allseitigem Druck stehen und nur auf eine günstige Gelegenheit zu warten scheinen, um unvermittelt herauszufahren und ein Menschenleben zu vernichten oder sonst irgendein Unheil anzurichten. Diesen hohen Innendruck, der sich zu unbestimmbaren Zeiten spontan entspannen kann, kennt auch der Tunnelingenieur zur Genüge. Schon in manchem anscheinend glatt durchgeführten Tunnelbau wurde nach seinem glücklichen Durchschlag die meterdicke Betonmauerung wie ein Blatt Papier eingedrückt und verquetscht. Besonders trübe Erinnerungen an derartige Erscheinungen haben die Tunnelleute des Simplontunnels, wo sich vor allem auf der Südseite solche Störungen durch Bergschläge recht unangenehm bemerkbar machten und zu langwierigen und kostspieligen Spezialausbauten und Umgehungen zwangen. Aehnliche Erfahrungen, die jedoch von andern Ursachen herrühren, müssen vielfach die Schachtbaufirmen machen, welche beim Bau von Kalischächten Schichten von Anhydrit zu durchteufen haben. Dieser wandelt sich beim Eindringen von Feuchtigkeit durch Aufnahme von Kristallwasser sehr leicht in Gips um und übt dabei einen so gewaltigen Druck auf sein Nebengestein und den Schachtbau aus, daß große tektonische Bewegungen, wie Aufpressung vieler hundert Meter mächtiger Schichtenkomplexe unter intensiver Faltung derselben, entstehen und die Ausbildung der Schachtauskleidung (bis 12zöllige Eisenringe) wie Strohhalme zusammengepreßt werden. Diese Beobachtungen von plötzlichen Spannungsauslösungen in Sedimentgesteinen sind in jüngster Zeit durch Beger um eine überaus interessante in einem Tiefengestein, einem Granit der Lausitz, vermehrt worden. Dort löste sich bei Steinbrucharbeiten plötzlich unter kanonenschußähnlichem Knallen eine rechteckige Granitsäule von 10m Länge bei 1,30m Breite und 1,24m Höhe, also über 16cbm Inhalt, aus der Steinbruchswand los und rückte gleichzeitig um etwa 10cm aus ihr heraus. Das sind Dimensionen für Bergschlagserscheinungen, wie sie in Sedimenten nur selten, in Tiefengesteinen bisher überhaupt noch nicht beobachtet worden sind. Es ist dabei eine Masse von 16cbm. Inhalt und 44,800kg Gewicht bewegt worden, und die geleistete Arbeit berechnet sich bei der Umwerthung in Pferdestärken für den in einem Bruchtheil einer Sekunde, etwa einem dreißigstel, sich abspielenden Vorgang auf über 1000pk. Da das bewegte Stück aber nur einen völlig verschwindend kleinen Bruchtheil des ganzen, großen Lausitzer Granitmassivs ausmacht, läßt sich leicht ein Bild gewinnen von den ungeheuern Spannungskräften, die in seinem Innern schlummern, und deren plötzliche Entfesselung eine Riesenkatastrophe herbeiführen müßte. Diese Kräfte stehen in ihrer Wirkung den bei gebirgsbildenden und vulkanischen Vorgängen thätigen durchaus ebenbürtig zur Seite, sind jedoch von diesen zum Theil abhängig, da sie unausgelöste Nachwirkungen derselben darstellen. Ihr Studium ist dagegen ungleich schwieriger als bei jenen, da wir bei ihm immer auf mehr oder weniger zufällige und unzusammenhängende Einzelerscheinungen angewiesen sind.